

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 11

Artikel: Die Einladung : Skizze
Autor: Baer, Ernst Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668663>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ihr Vaterhaus. Und oft saß an Sonntagnachmittagen Joseph zwischen Vater und Tochter bei einem Glase Wein, der aus den Reben des Weinbergleins am Hause gepreßt war, und sie führten fromme Gespräche. Aber von dem Tag, da er ihr auf einer Schlittenfahrt nach Neckargemünd die Liebe gestand, floh Rätchen. „Große, große Schmerzen“, verkündet nur des Studenten farges Tagebuch. Und dann: „Nachmittags schrecklich nachgelaufen nach Rohrbach. Den Namen in den Schnee. Hinausgucken bei meinem Hinaufgehen in der langen Straße —“

Doch das hinausguckende Rätchen ruft ihn nicht mehr, der ihren Namen in den Schnee schrieb. Eichendorff flüchtet nach Heidelberg zurück zu Görres und findet den Magier, im Dunkel zwischen Frau und Tochter in seiner gemütlich-stillen Studierstube sitzend, beim Tee. Als Görres Licht anzünden will, bittet Joseph: „Kein Licht — jetzt — ich möchte heute über Kobalis mit Ihnen reden.“ Görres nickte. Die Frauen

ließen die Männer allein. Die sprachen über die „Hymnen der Nacht“. Als Görres die Worte Hardenbergs zitierte: „Vergebliche Hoffnungen kommen in grauen Kleidern wie Abendnebel nach der Sonne Untergang“, da rannen Tränen über das Antlitz des Liebesflüchtigen, er verabschiedete sich unvermittelt, lief nach Rohrbach zurück und sprach mit Rätchens Vater über sein Herzeleid.

„Sie ist seit einem Jahr mit einem Kammerdiener im Mannheimer Schloß verlobt, Herr Baron — mit einem Diener — die Dienerin — wie sich's geziemt!“ erklärte der Alte das traurige Liebesrätsel.

Das von Liebe zerbrochene Herz spannte sich Saiten zum Trost. Und horch, die Harfe des Florens erklang mit eigenem Ton. Die ersten Eichendorff-Lieder von Frühling und Liebe erblühten, als der Dichter im Mai 1808 Heidelberg verließ, um es nie wiederzusehen, aber für ewig als Traumbühne seiner Dichtungen mitzunehmen.

Wehmut.

Ich kann wohl manchmal singen,
Als ob ich fröhlich sei,
Doch heimlich Tränen dringen,
Da wird das Herz mir frei.

So lassen Nachtigallen,
Spielt draußen Frühlingsduft,
Der Sehnsucht Lied erschallen
Aus ihres Käfigs Gruft.

Da lauschen alle Herzen,
Und alles ist erfreut,
Doch keiner fühlt die Schmerzen,
Im Lied das tiefe Leid.

Joseph von Eichendorff.

Die Einladung.

Skizze von Ernst Kurt Baer.

Bevor er nach Wien übersiedelte, genoß Ludwig, der Sohn des Forstrats August Ganghofer, drei Monate in vollen Zügen den Aufenthalt im Hochgebirge, denn er hatte Jägerblut in seinen Adern als Erbteil der Väter. Die Büchse lose über die Schulter geworfen, streifte er durch die Wälder als leidenschaftlicher Jäger und Schützer und Freund der Natur.

Die Sache mit Wien war sehr plötzlich gekommen. Vor zwei Jahren, als er in Leipzig seinen Doktor der Philosophie machte, hatte er diese Wendung seines Lebens noch nicht geahnt. Leichtbeschwingt mit dem errungenen Doktorhut kehrte er damals nach München zurück, um zuerst einmal die neue Freiheit zu genießen.

Doch da traf er auch schon mit Hans Neuert

zusammen, einem Mitgliede des Gärtnertheaters. Eine lebhafte Diskussion entspann sich über das Volkstheater, — und sechs Tage später hatte Ludwig Ganghofer den „Herrgottschneider von Ammergau“ sozusagen aus dem Ärmel geschüttelt. Neuert überarbeitete das Stück für die Bühne und reichte es seiner Direktion ein.

Aus Freundlichkeit gegen Neuert wurde es angenommen, aber man setzte keine Hoffnung auf die Aufführung.

Trotzdem war die Aufnahme freundlich, und später in Berlin erzielte man sogar einen enthusiastischen Erfolg; das Werk setzte zum Siegeslauf über die Bühnen an.

Direktor Jauner vom Ringtheater in Wien bot Ganghofer die Stelle eines Dramaturgen an,

und der 26jährige Dichter sagte schon darum gern zu, weil er dort Meister Ludwig Anzengruber wußte.

Der frische Duft des Gebirgswaldes schien ihm noch anzuhaften, als er im Herbst 1881 in Wien eintraf. An dem Tage, an dem der Herrgottschnitzer zum ersten Mal aufgeführt werden sollte, lenkte Ganghofer die Schritte zur Hofmühlgasse, um den Meister zu grüßen und ihn zu bitten, die Vorstellung zu besuchen.

Erhobenen Gefühls ging er durch die Straßen und Gassen der alten Kaiserstadt Wien. Doch so stolz der Gang und die Haltung des blonden Reden auch war, das Herz schlug nicht den gleichen Takt dazu. Wohl war die hohe Meinung für Ludwig Anzengruber Begeisterung und Verehrung, ja sogar Andacht für die Person und die Werke dieses Meisters der Volksseele, daneben aber bestand eine Unsicherheit über den Empfang. Sein Grundsatz regte sich: Man soll berühmte Leute in Ruhe lassen und sie um keine Minute ihrer Zeit betrügen!

Mit diesem Gedanken betrat er das Haus des Dichters, stieg die Treppen hinauf und gelangte in einen langen, schmalen Raum, der am äußersten Ende ein Fenster hatte. Ihm wollte scheinen, als wäre er in ein verräuchertes Lokal geraten. Dichte Rauchschwaden und scharfer Tabakgeruch erfüllten die Luft. Er sah einen langen Tisch und ein Stehpult, beide mit Büchern überladen, und schließlich auch den Dichter selbst am Schreibtisch neben dem Fenster. Der bis zur Brust reichende Vollbart des 42jährigen, die scharfgeschnittene Nase, die hohe Stirn und das ausdrucksvolle Gesicht riefen sofort den Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit hervor.

Anzengruber drehte sich halb nach dem Eindringling um. „Was wollen S'?" fragte er barsch.

„Ganghofer! Ludwig Ganghofer!“ stellte der blonde Reder sich vor, doch die hellen, durchdringend blickenden Augen des andern brachten seine Sicherheit sogleich ins Wanken. „Es wäre mir eine große Freude — und Ehre,“ fuhr er stockend fort, „wenn der Meister die Güte hätte, der Aufführung meines Stückes im Ringtheater beizuwohnen. Ich — komme aus München und ...“ Hier brach er ab.

Anzengruber, der den Namen Ganghofer noch nie oder höchstens aus der Ferne vernommen hatte, schüttelte energisch den Kopf. „Na!“ sagte

er ablehnend. „Wann i a Stuck sehn will, schreib i mir selber ans! Adje!“

Das war nun freilich eine sehr deutliche Antwort, und dem hoffnungsvollen Dichter blieb nur der Rückzug übrig. Wie rasch er auf die Straße kam, wußte er beinahe selber nicht, und das gepriesene Wien sah er nun mit nüchternen Augen an. Verstimmt kehrte er heim. Er fühlte sich von dem Meister zu Unrecht gekränkt. Dieser Gedanke rief schließlich ein trotziges Selbstbewußtsein hervor.

Ganghofer ahnte nicht, daß der herbe Empfang nur die Abwehr eines vom Glück und von den Menschen nicht verwöhnten Genies gegen einen Unbekannten war.

Die Aufführung wurde indessen ein großer Erfolg. Stürmisch und einstimmig war der Beifall des Publikums. Die Kritik brachte den Namen des Autors lobend mit Anzengruber in Verbindung, — dieselbe Kritik, die den Dichter Anzengruber an Shakespeare gemessen und mit ihrer Mörgelei dem Meister des Volksstücks Unrecht getan und das Leben verbittert hatte.

Aber immerhin: Ganghofer war es die erste Genugtuung, mit dem Wiener Meister gemessen zu werden, und die zweite sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Bereits nach einigen Tagen erhielt er auf der Straße in der Nähe des Ringtheaters einen derben Puff in den Rücken. Er drehte sich um.

Anzengruber, einen kräftigen Knotenstock in der Hand, stand lächelnd vor ihm: „Sö san doch der, zu dem sein' Stuck i hätt' gehn solln?“ fragte er, als wäre nie etwas zwischen ihnen gewesen.

„Gewiß, Meister Anzengruber!“ erwiderte Ganghofer verwundert.

„Na also gestern hab i mir's ang'schaut. Alles g'fällt mir grad net. Aber es san schon a paar Sacherln drin — allen Respekt!“

Das klang so herzlich aus dem Munde des Meisters, daß Ganghofer sofort versöhnt war. Sie gingen dann die Straße hinab und plauderten wie zwei alte Freunde über den Herrgottschnitzer.

Dem jungen, lebenslustigen Dichter erschien die Beanoerstadt jetzt weniger fremd und nüchtern, denn Liebe und Freundlichkeit fühlte er um sich. Anzengruber war der erste, der diese große Freude in ihm weckte, und bald sollte er sich mitten in der geistigen Elite, mitten im Wiener Frohsinn befinden.

Alfred Grünfeld, Johannes Brahms und so-

gar Johann Strauß zählten später zu seinen Freunden, und als der blonde Recke sich nach dem Brande des Ringtheaters eine junge Sängerin zur Frau genommen hatte, versammelten sie sich

oft in seinem Heim. Zuweilen konnte es dann geschehen, daß der Walzerkönig selbst sich an den Flügel setzte und seinen Donautwalzer spielte, damit die Freunde tanzen konnten...

Zwei geben sich die Hand.

Von Peter Bratschi.

I.

„Das ist jetzt so,“ sagt der Bahnarbeiter Jörg und schwitzt mächtig, obschon er in der kühlen Stube des Schulmeisters sitzt. Es kommt ihn schwer an, seine Misere zu erzählen. Damit er rascher damit fertig ist, reicht er dem Schulmeister einen Brief.

Der Schulmeister liest. Er sieht, daß die Bahnverwaltung dem Arbeiter kündigen will, wenn er nicht das Trinken aufgibt und in einen Abstinenzverein eintritt.

„Und?“ fragt er aufblickend den Bahnarbeiter.

„So eine Schande,“ antwortet dieser.

„Was für eine Schande?“

„So einen Fackel unterschreiben.“ Er zeigt die Beitrittserklärung eines Abstinenzvereins, die ihm die Bahnverwaltung gleich beigelegt hat.

„Also, dann willst du weiter mit dem Glas liebäugeln?“

„Das mit dem Unterschreiben ist schwer. Es ist Zwang.“

„Wenn es daran liegt“, sagt der Schulmeister, „warum tust du's nicht freiwillig?“

„Wie freiwillig?“

„Einfach nicht mehr trinken. Einfach von dir aus.“

„Aber, wenn die Bahnverwaltung nun den Schein will? Bei der Bahn wird alles mit einem Schein gemacht.“

Der Schulmeister überlegt. Er zerdrückt den Stummel seiner Zigarette im Aschenbecher und will eine neue anzünden. Plötzlich hält er inne. Er fühlt sich benommen, weil er zu viel geraucht hat und beginnt zu sinnen.

„Es fällt dir also schwer, meint er endlich.“

„Verdammt schwer“, erwidert Jörg.

Wieder klaubt der Schulmeister an seinen Zigaretten und schiebt sie dann mit einem Ruck beiseite.

„Was meinst du, wenn ich jetzt nicht mehr rauchen würde? Wenn ich nun dieses Päckchen Rauchzeug da wegwerfe?“

Jörg blinzelt den Schulmeister an: „Nur so wegwerfen? Warum denn? Nein, das wäre schade.“

„Aber, wenn ich es etwas zuliebe täte?“

„Wie meinst du, Schulmeister?“

„Wenn ich es dir zuliebe täte?“

„Mir zuliebe? Wer wird denn mir zuliebe die Zigaretten wegwerfen? Ich bin doch wegen des Scheins gekommen.“

„Wenn ich es aber doch tue, wirst du dann auch zu trinken aufhören?“

Jetzt reißt Jörg die Augen auf. „Du willst also...“ Er schaut den Schulmeister immer noch unglaublich an. „Nein, du willst mich zum Narren halten.“

Mit einer raschen Handbewegung wirft der Schulmeister die Zigaretten zum Fenster hinaus, gerade in den Dorfbach, der vor dem Haus vorbeifließt. „Nimm deine Schnapsflasche und mach' es genau so,“ sagt er.

Und weiter redet er mit dem Arbeiter, daß er das Rauchen aufgeben will, wenn der andere ebenso mit dem Trinken aufhört. Ein regelrechtes Abkommen schlägt er ihm vor auf Handschlag, wie es unter Männern gilt.

„Ja, Teufel!“ sagt Jörg. „Du kannst das schon, aber ob ich es kann? Du bist stark, aber ich...“

„Du bist genau so stark wie ich,“ antwortet der Schulmeister. „Weißt du, ich schreibe einfach der Bahnverwaltung, daß die Sache mit der Abstinenz in Ordnung sei, daß ich für dich garantiere.“

Jörg schaut und schaut. Seltsam berührt es ihn.

„Und wir brauchen gar keinen Schein?“ fragt er. — „Wir brauchen gar keinen Schein.“

„Verdammt spaßig ist das!“ lacht Jörg und schlägt in die dargebotene Rechte des Schulmeisters.

II.

Jörg schleicht am Sonntagabend in die Waldlücke, von der aus er die Wohnung des Schulmeisters erblicken kann. Er sieht den Schulmeister vor dem Haus mit seinem kleinen Bub spielen. Manchmal sitzt der Schulmeister still und schaut zu den Bergen hinauf.